

Ararat 1964

(Versuch einer Wintererstbegehung)

Obwohl man rein datummäßig von keiner Winterfahrt sprechen konnte — der bergsteigerische Teil unseres Unternehmens lief vom 31. 3. bis 3. 4. 1964 — glaube ich doch, von einer Winterbegehung sprechen zu dürfen, denn tatsächlich ist im östlichen Teil des Hochlandes von Anatolien um diese Zeit noch tiefer Winter, dessen Herrschaft wir schon bei der Hinfahrt deutlich zu spüren bekamen.

Ich selbst hatte 1961 den Ararat das erste Mal zu Gesicht bekommen und ein Jahr darauf versuchte ich im August von Südwesten her eine Besteigung, die ich aber wegen meiner ungenügenden Ausrüstung bald aufgeben mußte. Das Risiko war für mich damals nicht nur aus bergtechnischen Gründen — ich war allein — sondern auch darum zu groß, weil der Berg im Militärsperregebiet gelegen war und ich keine Erlaubnis zur Besteigung erlangen konnte, bzw. gar nicht den Versuch unternahm, diese zu erhalten, da ich wußte, daß selbst Leute wie Hans Gsellmann keine Bewilligung erteilt bekommen hatten.

Im Herbst 1963 schließlich reifte in mir der Plan, den Riesen im Winter zu bezwingen. Nach einigem Suchen fand ich in Gernot Fournier den geeigneten Partner, der gleich mir Student war und einige Bergerfahrung mitbrachte. Nach langem Hin und Her stand unser Abreisetermin fest, der 22. März 1964.

Wie sehr dort unten im Hochland noch der Winter herrschte, erkannten wir, als wir kurz nach Istanbul zuerst in riesige Überschwemmungsgebiete kamen und rund 200 km westlich von Ankara einen ausgewachsenen Schneesturm von der sicheren Geborgenheit unseres Autobusses aus mitmachten. Kalt und unfreundlich war das Wetter auch in der Folge, bis wir am 28. März in Erzurum eintrafen. Fast möchte ich sagen, man erwartete uns bereits, da wir in Istanbul auf offener Straße von Reportern interviewt worden waren und tags darauf unser Bild die Titelseite einiger Zeitungen zierte. Von Agri schließlich stellten uns die Behörden einen Jeep zur Verfügung, der uns nach Dogubejazit, dem Ausgangsort unserer Besteigung brachte. Es ist ein überwältigendes Bild, wenn man rund 45 km vor dem Ziel ganz plötzlich, nach einer scharfen Linkskurve, dem Riesen gegenübersteht, der ganz verschämt seinen "kleinen" Bruder noch verhüllt.

Das also ist er! Unheimlich wuchtig strebt er, beinahe symmetrisch, aus der Ebene in den leicht verschleierten Himmel und trotz der weiten Entfernung ist seine beherrschende Rolle als Eckpfeiler zwischen dem Hochland von Anatolien und Armenien nicht zu übersehen.

In Dogubejazit selbst warnten uns sowohl die Zivil- als auch die Militärbehörden vor Wasser, Schnee, Eis, Kälte und wilden Tieren und ein uns anfänglich zur Verfügung gestellter zweiter Jeep wurde zurückbeordert, da man der Ansicht war, ein Überqueren des Flusses und des dahinterliegenden Sumpflandes wäre unmöglich. Um es vorwegzunehmen: Tatsächlich hätte ein Jeep den angeschwollenen Fluß nicht überqueren können, allerdings stießen wir weder auf Sumpfland dahinter, noch auf wilde Tiere, mit Ausnahme eines Wildschweines, das wir aufscheuchten und welches grunzend das Weite suchte.

Anfänglich sah die Sache nicht besonders günstig aus, wir hatten uns für die Südflanke des Berges entschlossen und sahen uns mit unseren 40 kg schweren

Rucksäcken schon meilenweit zum Fuß des Berges marschieren. Es ist vielleicht noch von Interesse, daß die Senke um Dogubejazit (1680 m) zum Unterschied des gesamten anderen Hochlandes schneefrei war, was sich für den Anmarsch als sehr günstig herausstellte.

Wir machten uns am 31. März gegen 5 Uhr früh auf den Weg. Kurz vor der Kurdensiedlung Ganikor holte uns atemlos ein Mann ein, der sich grinsend als Hassan vorstellte und uns seine beiden Esel anbot. Nur zu gerne nahmen wir dieses Angebot an. Von Ganikor ging es den halben Weg wieder zurück zu einer versteckten Brücke, danach durch zerklüftete Hügel aus geborstener Lava, deren Aussehen an eine von Titanenfüsten errichtete Schlackenhalde erinnerte, zu einem namenlosen Kurdendorf. Dahinter quer durch die "Wüste" — ein 6 km breiter, ebener und sandiger Steppenstreifen — und schließlich erreichten wir gegen Mittag Altiköy, die letzte menschliche Siedlung am Südrand des Berges. Nach einem Reis- und Fladenbrotgericht und unzähligen Tassen Tee ging es weiter bis zur Schneegrenze, mit den Eseln als treue Begleiter. Von hier aus marschierten wir noch am selben Nachmittag bis etwa zum Beginn der ausgeprägten Rippe, die wir später der Einfachheit halber als "Austriarippe" bezeichneten. Rechts dieser Rippe führt eine breite, zwischen 30 und 50 Grad geneigte Rinne bis zum Gletscherbruch hinan, die den Namen "Grazer-Rippe" erhielt. Den rechten Abschluß dieser Rinne schließlich bildete wieder eine Rippe, die von uns "Abbruch-Rippe" genannt wurde, da man von ihr einen guten Blick in die riesigen Lavaabstürze an der Südostseite des Berges hat. Das Furchtbare, das diesen Berg für eine Winterbegehung so gefährlich macht, ist nicht der Aufstieg selbst, sondern seine freie Lage. In einem Umkreis von 200 km ist keine andere Erhebung, die auch nur annähernd seine Höhe (5165 m) erreicht; auch sein Trabant, der "Kleine Ararat" ist mit seinen 3925 m noch 1240 m niedriger. Was Wunder also, wenn dieser Berg jedes Wetter, ganz gleich von welcher Seite es kommt, abfängt. Und das Zweite ist seine vollkommene Nacktheit. Wir haben auf unserem gesamten Aufstieg keinen einzigen guten Biwak-, geschweige denn Lagerplatz ausfindig machen können.

So verbrachten wir die erste Nacht in 3000 Meter Höhe ziemlich schlaflos an schlechter Stelle, was unserem Auftrieb aber keinen Abbruch tat. Bereits während der Anreise hatte sich Westwind erhoben, dem wir aber keine Bedeutung zumaßen, da Winde aus West und Nord fast ständig in diesem Gebiet zu finden sind, zudem hatte der Ararat am 31. März einen herrlichen "Hut" aufgesetzt, was uns zu orakeln veranlaßte: "Hat der Berg einen Hut — bleibt das Wetter sicher gut".

Aber selbst die beste Faustregel kann einmal versagen. Am zweiten Tag, wir waren froh, unserem Biwak entfliehen zu können, erhob sich der Wind allmählich zum Sturm, während Wolkenketten die Flanken des Berges umjagten und diesen zeitweise ganz verhüllten. Unverdrossen setzten wir unseren Aufstieg fort, die Route war ja klar gekennzeichnet durch die beiden Rippen und die dazwischenliegende Rinne. Gernot fühlte sich an diesem Tag offenbar nicht sehr gut, er klagte zwar nicht, aber wir kamen langsamer, als geplant aufwärts. Unseren ersten Fehler begingen wir am Nachmittag, als wir auf einen weiteren Vorstoß

verzichteten. Unsere Höhe, 4100 m, konnten wir leicht errechnen, als es für kurze Momente klar wurde und wir einen herrlichen Blick auf den Gipfel des Kûcûk agri dagi (=Kleiner Ararat) werfen konnten, der sich über den Kamm der Abbruchrippe schob.

Wir hatten bei der Zusammenstellung unserer Ausrüstung bewußt auf die Mitnahme eines Zeltcs verzichtet, was sich hier als entscheidender Fehler herausstellte. Die Überlegung, daß das Gewicht eines Zeltcs unserem Vordringen hinderlich sein könnte, stellte sich das schlechte Wetter entgegen und trug auch den Sieg in dem ungleichen Kampf davon. Schweren Herzens mußten wir auch auf die Mitnahme eines Höhenmessers verzichten, der leider unerschwinglich war.

Die zweite Nacht im heulenden Sturm und zunehmender Kälte sank hernieder, die wir, trotzdem wir uns tief eingegraben hatten, wieder schlaflos verbrachten. Nach einer kurzen Aussprache am folgenden Morgen waren wir uns im klaren, daß eine weitere Nacht in dieser Höhe unter solchen Umständen höchst gefährvoll gewesen wäre. Wir beschlossen, im Lager II unser Gepäck zu deponieren und zu versuchen, ohne gewichtsmäßige Belastung den Gipfel zu erreichen. So querten wir schräg aufwärts zuerst die "Grazer-Rinne" die sich als beinhart gefrorene Mausefalle entpuppte. Wir verzichteten aber auf unsere Steigeisen, die auf der "Abbruch-Rippe" wieder nutzlos gewesen wären und verlegten uns auf Stufenschlagen. Die "Abbruch-Rippe" erreicht, bot sich uns für kurze Momente der Blick in die gewaltigen Lavabrüche an der Südostseite wo Eiszungen bis auf die von uns erreichte Höhe von ca. 4300 m herunterreichen. Die folgenden Stunden ging es etwa 50 Seillängen in zum Teil sehr steilem Gelände aufwärts, bis vor uns abweisend und steil der Eisbruch auftauchte. Ein Bild, das sicherlich faszinierend bei Schönwetter ist, bei den hier herrschenden Verhältnissen genügte der einzige kurze Moment, um uns zu überzeugen — aussichtslos.

Der Blick auf die Uhr tat sein übriges: 11.20 Uhr. Volle 7 Stunden waren wir ohne Rast aufgestiegen und jetzt, auf etwa 5000 m Höhe, ca. 150 m unter dem Gipfel sollten wir aufgeben? Wir wollten es uns nicht eingestehen, aber letzten Endes siegte die Vernunft und schweren Herzens begannen wir wieder den Abstieg. Hier erst bemerkten wir, daß wir zeitweise schon auf Eis gegangen waren, was unsere Vermutung zu bestätigen schien, daß wir der "Abbruch-Rippe" zu weit hinauf gefolgt waren. Es war eigentlich geplant gewesen, bei etwa 4700 m auf das Eisfeld zu queren, um so den direkten Eisbruch zu umgehen.

Der fluchtartige Abstieg brachte dann die Katastrophe. Bei Gernot hatte sich eine Schuhsohle halb gelöst, er konnte nicht mehr führen, zudem querten wir die "Grazer-Rinne" zu hoch und kamen oberhalb der "Lagerfelsen" an, einigen auffallenden Lavagebilden, direkt oberhalb unseres zweiten Biwaks.

"Wir sind entschieden zu hoch" brüllte ich Gernot durch den Sturm zu, während Gernot ratlos zurückschrie: "In diesem verfl. . . Wetter schaut alles gleich aus und ich weiß kaum mehr, wo oben und unten ist".

Wieder erwies sich der Berg als gnädig. Für einen kurzen Moment schenkte er uns einen Blick in die Tiefe, wo sich rund 150 m unter uns die Lagerfelsen schemenhaft abzeichneten. Aber noch trennte uns ein steiler und gefährlicher Weg von diesen, eine Flanke, die uns beinahe zum Verhängnis geworden wäre. Etwa zwei Seillängen vor dem Lagerfelsen passierte es. Ich führte und drehte mich gerade um — warum, kann ich nicht sagen — als ich plötzlich bemerkte, wie das Seil

auf der den Hang hinaufweisenden Richtung um 90 Grad in die Flanke schnellte. Das weitere geschah in Bruchteilen von Sekunden. Ich warf mich seitlich gegen den Hang, rammte den Pickel ein, schlang das Seil herum und im nächsten Augenblick hätte es mich fast aus dem Stand gerissen. Das Gespenstische daran war, daß außer dem Heulen des Sturmes und dem Prasseln der Eiskörner gegen meine Kleidung nichts zu sehen und zu hören war. Das Seil straffte sich und gleich darnach wurde es schlaff. Zweimal brüllte ich — keine Antwort. Heißer Schrecken durchzuckte mich: ist das Seil gerissen? Ich begann wie ein Rasender das Seil einzuziehen, bis es sich gottseidank straffte und gleich darauf vernahm ich den verwehten Ruf: "Zieh!"

Erst als Gernot schon fast bei mir war, bemerkte ich, daß sich eine Zacke meiner Steigeisen in den linken Oberschenkel gebohrt hatte und wenige Zentimeter daneben steckte der Pickel ebenfalls im Oberschenkel, nur die Schaufel war im Firn verankert! Beim Passieren der Lagerfelsen glitt Gernot ein zweites Mal aus und stürzte mir wieder die volle Länge ins Seil, wobei er sich an einem Stein unglücklicherweise einen Oberschenkel prellte, was ihn in der Folge natürlich behinderte, wenngleich auch mir jeder Schritt arge Schmerzen verursachte. Direkt oberhalb des Lagers flog er mir noch ein drittes Mal, diesmal an die 25 m, ins Seil, bis wir endlich beim Lager oder vielmehr bei dem ankamen, was einmal unser Biwak gewesen war. Der Sturm hatte ganze Arbeit geleistet: Die Rucksäcke fast ganz eingeweht, Schlaf- und Biwaksäcke total vergraben und selbst die Schistöcke und Firngleiter waren verschwunden unter einer dicken Schneeschichte. Wir fühlten uns beide entsetzlich müde, trotzdem sprach ein jeder davon, daß wir unbedingt Altiköy erreichen müßten. So packten wir in fieberhafter Eile und gegen 15.30 Uhr ging es wieder los. Ich versuchte es nochmals und schickte Gernot vor, aber schon nach wenigen Metern sagte er selbst, es wäre für ihn unmöglich vorzuspüren. So entschlossen wir uns, ohne Seil zu gehen, ich als erster und er hinten in meiner Spur. Ob wir wollten oder nicht, wir mußten in die Rinne hinunterqueren, da die Rippe völlig ungangbar geworden war; allerdings waren wir dort vor Lawinen nicht sicher, aber es mußte gehen. Mit zusammengebißenen Zähnen humpeelte ich voraus, bedacht, möglichst eine "Elefantenspur" für Gernot zurückzulassen. Der Sturm schien eher noch zuzunehmen und zeitweise betrug die Sicht kaum noch 5 m. Einmal riß mich eine Böe glatt aus dem Stand. Mit letzter Kraft konnte ich mich am Pickel halten. An ein Stehenbleiben oder Rasten in der Rinne war überhaupt nicht zu denken und im flacheren Teil war ich so ausgepumpt, daß ich hinsank und auf Gernot warten wollte, der mir in der Rinne auf zweimaliges Rufen noch Antwort gegeben hatte. Aber Gernot kam nicht. Ich mußte eingenickt haben. Plötzlich schrak ich auf, aber nichts als das Heulen des Sturmes war zu hören. Es wurde bereits dunkel und so machte ich mich weiter auf den Weg, mit fürchterlicher Wut auf den Berg im Bauch. Ich sagte mir hundertemale vor: "Du bekommst mich nicht und Du behältst mich auch nicht" und ich glaube, das hat mir letzten Endes das Leben gerettet.

Noch einmal, an der Schneegrenze, wartete ich etwa eine halbe Stunde auf Gernot, doch auf mein Rufen und meine Lichtzeichen erhielt ich keine Antwort. Zudem erkannte ich, daß ich den Weg verfehlt hatte und zu weit nach Westen gekommen war. So schickte ich mich an, die gesamte Hügelkette nach Osten zu überschreiten, um vielleicht doch noch Altiköy zu finden. Auf jeder kleinen Anhöhe mußte ich verschlaufen,

und einige Male kroch ich mit allen Vieren die letzten Meter hinan. Dann kam mir eine Idee: In Altiköy gab es eine Menge Hunde. Auf der nächsten Anhöhe setzte ich mich hin und begann zu brüllen. Prompt schlugen die Hunde an und nach diesem Geräusch taumelte ich weiter. Vom Dorf kam mir bereits ein Mann entgegen, dem ich noch sagte, er solle mich zu Hassan (unser Gastgeber vor dem Aufstieg hatte den gleichen Namen wie unser Eseltreiber) führen. Dann wachte ich am andern Tag gegen 10 Uhr morgens wieder auf. Meine Frage nach Gernot wurde mit Kopfschütteln beantwortet. So raffte ich mich auf und bat Hassan, mit mir zu kommen. Wir brauchten aber nicht zu starten, denn mitten in unsere Vorbereitungen platzte Gernot herein.

"Ich glaube, ich hab mir meine Zehen gefroren", waren seine ersten Worte und dann erzählte er: "Ich hab Dich beim Abstieg in der Rinne irgendwo verloren und bin weitergegangen bis zur Schneegrenze. Inzwischen war es finster geworden und da ich keine Taschenlampe hatte, wollte ich nicht blind weiterstolpern und so biwakierte ich noch einmal und dabei ist es eben passiert. Ich war so fertig und gespürt habe ich auch nichts, der Schlafsack und alles war naß und vereist und deshalb hab ich mir die Schuhe nicht ausgezogen. Ich muß wohl auch ganz kurz geschlafen haben, jedenfalls, wie ich mich aufraffte, spürte ich überhaupt nichts mehr von meinen Zehen".

Den rechten Fuß hat es besonders arg erwischt, vier Zehen waren schwarzblau und drei Zehen des linken Fußes wiesen ebenfalls Verfärbungen auf. Finalgon und Bäder erreichten, daß wenigstens die Verfärbung am linken Fuß zurückging und wir tags darauf abmarschieren konnten. Für Gernot war es ein Marsch durch die Hölle, Esel gab es keine in Altiköy und in die

Schuhe konnte er unmöglich. Bei der namenlosen Kurdensiedlung am gegenüberliegenden Rand der Wüste konnten wir dann wenigstens einen Esel für unser Gepäck mieten, und nachmittags langten wir in Dogubejazit an, wo man uns mitteilte, daß man in größter Sorge um uns gewesen und bereits eine Suchaktion geplant war. Das für uns jedoch Schmerzlichsie war, daß sich der Büyükle agri dagi (Großer Ararat) an diesem Tag völlig wolkenfrei in glänzendem neuem Schneegewand zeigte, so, als hätte nie ein Unwetter seine Flanken umtobt.

Nach ärztlicher Betreuung am selben Abend führen wir tags darauf (6. April) nach Agri, wobei wir nochmals einige Aufregungen durchzustehen hatten, als unser Lastwagen gleich nach Dogubejazit zu brennen anfang und wir mit knapper Not unsere Rucksäcke und uns selbst retten konnten. Die Schlaufen unserer Schistöcke sowie Gernots Pickel verschmorten allerdings. In Agri wurden wir sofort in das dortige Zivilhospital gebracht und damit hatte das Unternehmen praktisch seinen Abschluß gefunden. Wenn auch nicht ganz so, wie erwartet, wir waren froh, heil davongekommen zu sein und überdies noch stolz, hatten wir doch immerhin die im Winter bis dahin größte Höhe erreicht. Ich selbst konnte das Spital drei Tage später verlassen, heilfroh, denn die Zustände dort unten waren wirklich nicht dazu da, Kranken neue Hoffnung schöpfen zu lassen. Gernot riß vier Tage später aus und kam am 20. 4. in Graz wieder an und wurde sofort im Landeskrankenhaus an beiden Beinen operiert. Drei Zehen am rechten Fuß und eine am linken mußten amputiert werden. Wir hatten unser "Lehrgeld" bezahlt und wenn ich heute zurückdenke, muß ich eingestehen, diese Erfahrung hat uns erst zu richtigen Bergsteigern gemacht.